

### **Zur Person:**

Britta Hoheisel wird in Lettland geboren und lebt durch eine Umsiedlungsaktion der Nationalsozialisten mit ihrer Familie einige Jahre in Posen (Poznań), bevor sie mit ihrer Familie 1942 nach Riga zurückkehrt. Von dort fliehen sie gegen Ende des Krieges zunächst nach Posen und dann über Berlin in das kleine Dorf Milow in Mecklenburg. Der Vater bleibt in Riga. Einige Jahre nach Kriegsende begibt sich die Familie erneut auf die Flucht und gelangt über mehrere Stationen in ein Lager in Osthofen. Dort lernt Brigitte Hoheisel zwei Schwestern der Alice-Schwesternschaft kennen, die das Lager betreuen. Inspiriert durch diesen Kontakt beginnt sie 1950 eine Ausbildung bei der Alice-Schwesternschaft in Mainz. Nach ihrer Ausbildung arbeitet sie zunächst in einer Hals-Nasen-Ohren-Praxis in Bad Kreuznach und anschließend 35 Jahre im Krankenhaus in Diez. Dort unterstützt sie, bis zur Corona-Pandemie, nun ehrenamtlich, als Grüne Dame die Patienten des Krankenhauses.

### **Aus dem Interview:**

#### **„Wir waren drei Schülerinnen und hatten ein Lehrbuch.“**

Im Lager in Osthofen arbeiteten zwei Schwestern aus der Alice-Schwesternschaft in Mainz, die das Lager betreuten und das Essen verteilten. Da ich 1947 nur die Volksschule abgeschlossen hatte, fragte meine Mutter, ob die Schwestern ausbilden würden. Dadurch kam der Kontakt zustande. Zunächst bin ich noch mit in die Eifel gefahren. Es war sehr schlimm, wie wir dort untergekommen waren, aber es wurde uns geholfen. Wir waren dort wieder die ersten Flüchtlinge. Am 26. April 1950 bin ich nach Mainz gefahren, um dort Schwester zu werden. Bei uns zu Hause war die Schwester immer ein angesehener Beruf und es bot sich an, dass, als dort wieder ein neuer Kurs gestartet wurde, ich dort anfangen würde. Damals war ich 17 Jahre alt. Eigentlich durfte man erst mit 18 die Ausbildung beginnen, aber da ich 1950 noch 18 wurde, wurde ich genommen.

Begonnen habe ich meine Ausbildung in der Zahn-, Mund- und Kieferklinik. Die Klinik befand sich noch direkt im Universitätsgebäude, in dem auch die Schwestern und Studenten wohnten und wo auf dem gleichen Flur auch die Patienten untergebracht waren. Das Essen gab es aus der Mensa, auch für diese armen Kieferverletzten. Das waren sehr viele Soldaten, die dort operiert und versorgt werden mussten, für die musste das Essen mühsam mit der Gabel zerdrückt werden. Ich wohnte damals aber im Mutterhaus, im Schwesternhaus am Ostbahnhof und musste mit der Straßenbahn zur Klinik, die sich in der Saarstraße befand, fahren oder zu Fuß laufen. Später wohnte ich dann auch in der Klinik. Wir waren drei Schülerinnen und hatten ein Lehrbuch, in das jeder ab und zu reingucken durfte, alles andere musste man mitschreiben. Mainz war noch in Schutt und Asche, das war alles sehr, sehr schwierig.

Von Anfang an begleitete man eine Schwester während ihrer Arbeit, man wurde aber auch sehr schnell selbstständig. Ich habe viel geguckt, wie die anderen das machen und Zupacken war ich gewohnt. Am Anfang habe ich zehn Mark im Monat verdient und habe mir natürlich auch Gedanken um meine Mutter und die Geschwister gemacht. Aber es war ein sehr ausgefüllter Tagesablauf, wir haben ja auch alles selbst geputzt. Zu dieser Zeit war das noch sehr viel Aufbauarbeit und es war vor allem wichtig, dass die Patienten gut versorgt waren.

**„Es war eine sehr anstrengende Zeit, aber es war auch ein guter Zusammenhalt.“**

Der theoretische Unterricht wurde einmal in der Woche im Schwesternhaus durchgeführt. Der andere Teil der Ausbildung war praktisch ausgerichtet und fand im ersten halben Jahr in der Zahn-, Mund- und Kieferklinik und im zweiten halben Jahr im Landeskrankenhaus für Hirn-, Rückenmark- und Nervenverletzte in Alzey statt. Auch in Alzey war alles sehr kaputt und das Krankenhaus hatte drei Gebäude in der psychiatrischen Anstalt bekommen. Dort war alles für die psychiatrischen Patienten eingerichtet, so gab es keine Klinken an den Türen, die nur mit einem Vierkantschlüssel geöffnet werden konnten. Als wir ankamen, ich war die Jüngste von uns drei Schülerinnen, die anderen waren neun Jahre älter als ich, musste ich dort erst mal von oben bis unten das Haus putzen, das hat auch der Doktor kontrolliert. Auch wenn das Haus für die Patienten nicht gut geeignet war, haben wir sehr viel gelernt, da viele Untersuchungen und Gutachten zur Beantragung von Renten nach dem Krieg durchgeführt werden mussten. Es gab Leute, die epileptische Anfälle hatten, viele Geschlechtskrankheiten, die dann Nervenschädigungen verursacht hatten und es waren eben viele Leute zur Begutachtung für drei Tage oder für acht Tage dort. Im Haus existierte auch eine chirurgische Abteilung, in der Schädeloperationen durchgeführt wurden, in örtlicher Betäubung. Dort habe ich auch meine erste Nachtwache absolviert, der Blutdruck der Patienten musste alle Viertelstunde oder halbe Stunde gemessen werden und das auf zwei Stockwerken.

Die Verantwortung war eigentlich selbstverständlich, man hat das einfach gemacht, war aber auch durch nichts abgelenkt. Ablenkung gab es nicht, wir hatten keine Zeitung und auch kein Radio. Wir haben wirklich nur gearbeitet, der Unterricht fand meist am Abend statt, wenn der Dienst zu Ende war, weshalb wir manchmal auch einschliefen. Es war eine sehr anstrengende Zeit, aber es war auch ein guter Zusammenhalt. Für 36 Patienten gab es eine examinierte Schwester und zwei Schülerinnen, deshalb musste man sich viel helfen und wir haben uns alle sehr gut verstanden. Die Verletzungen der Patienten, das mussten wir verkraften, man hatte selbst viel Verständnis, weil man ja auch schon so viel erlebt hatte. Unterrichtet wurden wir in Alzey von einem Arzt, das war anders als in Mainz, wo es eine

Unterrichtsschwester gab.

Da man für drei Schwestern keinen weiterführenden Kurs organisieren konnte, kam ich nach Bad Homburg vor der Höhe ins Kreiskrankenhaus und habe dort das zweite Lehrjahr absolviert. Damals umfasste die Ausbildung zwei Jahre, dann legte man das Examen ab und anschließend absolvierte man in der Schwesternschaft noch ein Anerkennungsjahr, bis man als volles Mitglied der Schwesternschaft aufgenommen wurde. In Bad Homburg waren wir zehn Auszubildende im Kurs und dort gab es auch mehr Unterricht, aber nicht so viel wie heute. Wir wurden damals viel stärker praktisch ausgebildet, der theoretische Unterricht fand eben wirklich abends statt und lief so mehr nebenbei. Wir hatten eine sehr gute Unterrichtsschwester, wurden aber auch von den Ärzten unterrichtet, wenn sie Zeit hatten. Aber ich wurde längst nicht auf allen Stationen eingesetzt, sondern nur dort, wo man gebraucht wurde. So war ich in Bad Homburg längere Zeit im OP, auf der internen Station und Chirurgie, aber nie auf der Gynäkologie.

Auch dort haben wir sehr schnell selbständig gearbeitet, auch wenn bei den Nachtwachen immer eine examinierte Schwester dabei war, die man fragen konnte. Dadurch wurde man aber sehr sicher und teilweise haben wir vier und sechs Wochen am Stück Nachtwache gemacht. Wir waren ja nicht verheiratet, so wie es heute ist, und gingen dann wirklich, wenn wir mit der Arbeit fertig waren, zum Schlafen und abends wieder zum Dienst. Ich persönlich finde es für die Patienten und auch für einen selbst viel besser, wenn man das wirklich vier Wochen am Stück macht, weil man dann richtig umgestellt ist und auch die Patienten kennt.

1952 habe ich mein Examen abgelegt. Dazu betreute man 24 Stunden einen Examensfall, am Tag und auch in der Nacht. Das musste als schriftliche Arbeit vorgelegt werden und dann gab es noch praktische und mündliche Prüfungen. Wir haben die Prüfung an einem Samstag abgelegt, zu der ein Prüfer vom Ministerium kam, damals arbeiteten auch die Ämter samstags.

### **„Ich habe in Diez vier Generationen betreut.“**

Anschließend bin ich zurück zur Alice-Schwesternschaft gegangen, die aber inzwischen so geschrumpft war, dass wir von der Schwesternschaft in Bad Kreuznach kommissarisch betreut wurden, weil wir in Mainz keine Oberin hatten. Dazu kam, dass das Krankenhaus noch kaputt und alles in einem schlechten Zustand war. Ich wurde dann in Kreuznach eingesetzt, nach drei Wochen Urlaub sollte ich als Sprechstundenschwester bei einem Hals-Nasen-Ohren-Arzt anfangen. Da mir nichts anders übrigblieb, hab ich mich dort vorgestellt und musste dann aber für das Schriftliche Stenografie und Schreibmaschine lernen. Das habe ich in den drei Wochen in der Eifel im Urlaub bei meinen Eltern so gut es ging versucht. Zuerst war es in Kreuznach sehr schwer, weil ich auch den Dialekt nicht verstand. Auch war die

zusätzliche schriftliche Arbeit, die Korrespondenz mit den Krankenkassen zum Beispiel, war eine große Umstellung. Eine ganze Zeitlang wohnte ich im Mutterhaus in Münster am Stein, hatte aber keinen Wecker, die anderen auch nicht, das war sehr mühsam. Aber auch da habe ich mich eingewöhnt und auf Vorschlag der Hausangestellten des Arztes bin ich später dort ins Haus gezogen und habe zum Teil, neben der Sprechstunde, auch noch den Haushalt mitgeführt.

Da meine Eltern nach Montabaur zogen und mich baten, mitzukommen, bin ich, nachdem ich sechs Jahre in Kreuznach in der Sprechstunde gearbeitet hatte, nach Montabaur gegangen und habe in Diez den OP übernommen. Auch das war eine sehr große Umstellung, vor allem, weil ich ja nur als Schülerin im OP gewesen war. Das musste ich mir erst mal wieder aneignen. Da es noch keine Anästhesisten gab, haben wir auch die Narkosen selbst durchgeführt. Wir haben alles instrumentiert und assistiert. Dort habe ich 35 Jahre gearbeitet.

Anschließend bin ich mit 60 nach Hause gegangen, um meinen Vater zu versorgen und bin dann als Grüne Dame im Krankenhaus noch bis zur Corona-Zeit tätig gewesen. Die Grüne Dame ist ein ambulanter ehrenamtlicher Besuchsdienst. Man geht von Zimmer zu Zimmer, sieht nach den Patienten und kauft ihnen vielleicht eine Zeitung, meldet das Telefon an oder erfüllt ihnen mal einen Wunsch aus der Stadt. Ich wurde gefragt und deshalb habe ich das übernommen. Ich kenne das Haus und auch viele Patienten. Ich habe hier in Diez vier Generationen betreut, immer wieder durch Ambulanz und Operationssaal. Man wohnte im Haus, man war immer da.

**„Wir sind ein Verein, wir sind frei.“**

Der Vorteil an einer Mitgliedschaft in der Schwesternschaft ist, dass man sich nicht um einen Arbeitsvertrag kümmern musste und wenn Schwierigkeiten auftraten, versuchte die Oberin das zu regeln. Man hat immer einen Ansprechpartner und ist nicht Angestellte des Hauses, sondern wir sind ein Verein und sind frei. Wir erhalten das Geld auch nicht nur von der Arbeitsstelle, das geht stattdessen nach Mainz, dort wird der Mitgliedsbeitrag wie in jedem Verein abgezogen und von dort erhalten wir den Lohn. Das regelt alles die Schwesternschaft.

Für mich war es ein Segen, dass die Schwestern da waren und dass ich wirklich einen Beruf erlernen konnte und was geworden bin. Die Schwesternschaften sind selbstständige Einrichtungen, selbstständige Vereine, aber alle unter dem DRK vereint. Das sind Rotkreuz-Schwesterenschaften. Sie sind gegründet worden, um auch gerade unverheirateten Frauen einen Beruf und eine Ausbildung zu ermöglichen. Wir sind jedoch nicht konfessionell gebunden, sondern überkonfessionell. Bei uns kann jeder eintreten. Sie durften nur nicht in der Gewerkschaft sein. Wir streiken auch nicht. Wir haben verschiedene Grundsätze vom Roten Kreuz, an die wir uns halten. Auch früher waren schon Verheiratete dabei, das waren dann außerordentliche Mitglieder.

Männer wurden erst später in der Schwesternschaft angestellt, sie konnten keine Mitglieder werden. Aber die meisten Schwestern, die geheiratet haben, hörten auf zu arbeiten und wurden Hausfrauen. Ich bin zwar nicht verheiratet, aber ich war mit dem Beruf verheiratet und das war auch schön.

Einiges hat sich im Laufe der Jahre verändert, zunächst, dass wir die Hauben ablegten. Inzwischen ist das alles recht lose, viele sind verheiratet und heute ist man mehr Angestellte der Schwesternschaft, aber nicht mehr Mitglied, so wie wir es früher waren. Es ist eine ganz andere Zeit und es verändert sich eben vieles. Mich haben meine Erfahrungen in der Kindheit sehr geprägt und ich bin dankbar, dass wir das alles überstanden haben und am Leben geblieben sind. Es war viel Arbeit und Verzicht, es blieb uns auch nichts anderes übrig, aber das macht mir das Leben sehr viel leichter, da man sehr, sehr dankbar ist und genießt, dass es einem wirklich so gut geht.